

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 10

Artikel: Die Tochter des Kunstreiters [Fortsetzung]
Autor: Brackel, Ferndinande v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXII. Jahrgang.

Zürich, 15. Februar 1929.

Heft 10.

Thema.

Glocke mit dem Silbermund,
Tu mir das Geheimnis kund :
Wohnst mit Kauz und Fledermaus
Einsam in dem Morderhaus ;
Sag, woher dein Feierklang ?
Und wer lehrte dich Gesang ?

„Als ich lag im finstern Schacht,
Blick' ich in die Höllenmacht.
Hier, im hohen, lichten Turm
Schau ich durch der Lüfte Sturm
Menschenweh, vom Geist verschont,
Und dich wunderk's, daß es tönt?“

Carl Spitteler (Aus den „Glockenliedern“).

Die Tochter des Kunstreiters.

Roman von Ferdinand v. Bradel.

12. Kapitel.

Oh, if we took for heaven above,
But half the pain, that we
Take day and night for women's love
What angels we should be!

Thomas Moore.

Kurt war seit einem Monat in seiner neuen Stellung und seine Gedanken waren nur flüchtig zu den verlassenen Erinnerungen zurückgekehrt, beschäftigt von allem Neuen, was ihn umgab. In Wahrheit empfand er es als Erquickung, nur von äußerer Gegenständen berührt zu werden nach all der inneren Unruhe, die er in dem letzten Jahre durchgemacht hatte. Auch bei der größten Liebe ist dem Manne solch andauernde Erregung auf die Länge abspannend. Überdies war er unzufrieden mit sich und mit Nora seit dem letzten Wiedersehen; es knüpften sich unklare, unangenehme Gedanken an dasselbe, die er gern eine Weile ruhen ließ. Ein Monat ist kurz, wenn wir in einem

Strudel neuer Menschen, neuer Verhältnisse wie neuer Beschäftigungen uns befinden; ein Monat ist aber sehr lang, wenn wir all die Tage eine Nachricht erharren, einen Liebesbeweis ersehnen. Der Gegensatz sollte Kurt grell vor die Augen geführt werden, als ein Brief Dahnows ihn endlich aus der Art von Beschwichtigung und Beruhigung aufweckte, in die er sich hineingelebt hatte. Der Dicke schrieb unwirsch und entschieden:

„Denke über meine Einmischung wie du willst; aber ich sehe nicht ein, welche Befugnis du hast, ein junges Wesen unglücklich zu machen, welches du deiner Liebe und Treue versichert hast. Welche Gründe dich zu der weiten und schleunigen Entfernung veranlaßten, vermag ich natürlich nicht zu ermessen; aber mich dünkt, sie hätten jemanden, dem du ein Unrecht auf dich gegeben, nicht vorenthalten werden dürfen. Ich brauche dir die nicht zu nennen, welche umsonst diese langen Wo-

chen hindurch auf ein Wort der Erklärung von dir geharrt hat. Du solltest besser wissen als ich, wie ein so zartes Gemüt das trägt. Ob es ihr ein Trost war, durch mich, der ich zufällig ihre Gegenwart hier erfuhr, zu hören, daß du wohlbehalten an dem Orte deiner Bestimmung angelangt, ist mir sehr fraglich. Vielleicht wäre es tröstlicher gewesen, zu denken, daß Krankheit dich verhindert, als so unentschuldbare Handlungsweise. Verzeih mir das Wort — ihrem Kummer gegenüber finde ich kein anderes. Du scheinst die Bedingungen deiner Frau Mutter trotz aller ungewöhnlichen Begebenheiten, die dazwischengetreten sind, sehr streng innezuhalten. Mich dünkt, Liebe hätte andere Logik. Karstens Frau und Tochter verlassen morgen Wien; bis jetzt fesselte die Krankheit des Direktors sie hier. Auch ich reise morgen. Solltest du Lust zu brieflichen Mitteilungen empfinden, sende sie mir in meine Heimat, nach Mecklenburg."

Der Brief ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Kurt brauchte keine Gewissensforschung: klar trat ihm seine Schuld vor Augen. Was hatte er getan! Das gereizte Wiedersehen, der kalte Abschied, und jetzt diese vier Wochen, die ihm so kurz gedünkt! Wie Bentnerlast fiel ihm das alles aufs Herz. Wieder hörte er die Bitte: „O, geh nicht in die Fremde; sie wollen dich von mir trennen!“ Statt aller Antwort war er gegangen, sofort gegangen, ohne ein versöhnendes oder erländerndes Wort. Und warum war er gegangen, was hatte diese schleunige Abreise, die ihn kaum zur Besinnung kommen ließ, hervorgerufen? Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: das mußte sich auf eine ungewöhnliche Weise zugetragen haben. Diese Aufforderung noch an demselben Tage, seiner Mutter befriedigte Miene bei der Nachricht, ihre gesetzte Ruhe beim Abschiede, das flüchtige Erstaunen seines Chefs hier, als er sich bei ihm gemeldet! Alles wurde ihm klar. Nora hatte recht gehabt — sie wollten ihn von ihr trennen, und es war ihnen gelungen. Seine Mutter hatte alles in Bewegung gesetzt, seine Abreise zu beschleunigen, ohne daß er etwas ahnte, um ihn seiner Liebe zu entfremden, ihn davon abzulenken. Er verstand nun ihre Absicht, und das kränkte ihn um so tiefer, weil er fühlte, daß sie einen gewissen Erfolg gehabt.

Um so heftiger aber erwachte zugleich das Gefühl des Selbstbewußtseins wie der Liebe. Glaubten sie so über ihn siegen zu können? Glaubten sie seinen Widerstand schlau zu beugen, wo sie ihn nicht hatten brechen können?

Und Nora, Nora, die er so vernachlässigt, wie hatte sie gelitten! Das malte er sich noch schwärzer aus, als es war; denn er ersann keine der Entschuldigungen, die in einem Frauenherzen doch immer beschwichtigend auftreten, wenn es liebt. Jetzt schien ihm jeder Tag ein Monat. Und Dahnow war ihr Trost gewesen, Dahnow hatte bei ihr ausgeharrt, ihm hatte sie wohl ihr Leid geklagt; denn Dahnow sprach von ihrem zarten Gemüte! Mit eifersüchtigem Gross blieb er bei dem Worte stehen. Warum war Dahnow so lange geblieben — war er nicht auch gerade mit Karstens dort eingetroffen? Kurt entsann sich seiner Verlegenheit bei den Scherzen an jenem Ballabend. Er hatte auch jetzt mit ihnen Wien verlassen... Kurt vergaß ganz den übrigen Inhalt des Briefes über diesen Gedanken.

Wollte sich denn alles gegen ihn verschwören? Aber, was die ganze Welt auch dagegen ersann, er wollte sich nicht überwinden lassen, wenn nur Noras Herz ihm nicht abwendig gemacht wurde. Was sollte er tun? Er mußte ihr eine glänzende Genugtuung geben, beweisen, daß alle Versuche, ihn von ihr zu trennen, machtlos seien.

Einen Brief! Geschriebenes Wort ist kalt, und ein Brief konnte nicht anlangen, wenn Intrige es verhinderte. Er witterte jetzt überall Intrige. Ein Wort würde alles versöhnen, ein Blick alles auslöschen! Und er stampfte mit dem Fuße vor Zorn über die Entfernung.

Was war es aber, was ihn plötzlich so jubelnd auffringen ließ, als sei der Sieg schon errungen? Er war jung, er liebte — das hat schon manchen tollen Entschluß gezeitigt; er war eifersüchtig auf seine Liebe wie auf seine Selbstständigkeit: das ist ein doppeltes Feuer, das zu raschen Taten treibt. An die Seite flog Dahnows Brief, um Karten und Eisenbahnbüchern Platz zu machen. Es gibt ja kaum Entfernungen mehr in unserem Zeitalter, und im Kriege wie in der Liebe ist viel erlaubt und vieles möglich — das war wohl die Logik, die Dahnow meinte.

Am anderen Morgen brachte der Diener Degenthals dem Chef der Gesandtschaft ein

Billett, mit der Nachricht, daß der Graf von einem Unwohlsein befallen sei, welches ihn für einige Tage zwinge, das Bett zu hüten, da der Arzt ihm vollkommene Ruhe befohlen.

„Sieh, sieh,“ sagte der alte Herr, als er das las, „immer wieder die Dummheit von uns Deutschen, uns nicht vor der Hitze hier zu hüten. Der junge Mann ist mir empfohlen worden: ich werde doch nach ihm sehen müssen.“

*

Einige Tage später.

Die Frühlingssonne spiegelte sich hell in den glitzernden Scheiben eines Schloßchens, das stolz zwischen den Villen hervorhob, die in der Nähe der sächsischen Residenz lagen. Fremde wurden meist aufmerksam darauf gemacht, denn seit einiger Zeit war es in den Besitz einer europäischen Berühmtheit gekommen: Kunstreitdirektor Karsten hatte es angekauft, das Schloß nebst dem einige Morgen großen Park, wie dienstefrig die Ciceroni berichteten, indem sie die riesige Summe nannten, die der Mann des lockeren Gewerbes dafür hatte aufwenden können.

Die Sonne, die den stattlichen Bau im sprudelnden Grün jetzt hell hervortreten ließ, beleuchtete auch das junge Mädchen, das auf der Altane des Hauses Platz genommen hatte: eine anmutige Blume inmitten der Pracht des Lenzes. Aber der helle Sonnenblick fand keinen Widerstrahl in ihrem Auge, das sich wie müde senkte und bläuliche Schatten unter den langen Wimpern zeigte. Ein Trauriges lag in ihrer Haltung, und lässig ruhten die Hände im Schoß, als habe sie genug mit ihren Gedanken zu tun. Sie hatte keinen Blick für die reizende Anlage, die sie umgab, und keinen Genuss von der duftigen, würzigen Luft, die zu ihr aus den blühenden Beeten aufstieg, die sich vor der Altane hinzogen. Ein Nebel schien ihr auf allem zu liegen — und doch gedachte sie eines Lenzes, der erst ein Jahr fern lag, wo alles ihr so zauberisch vorgekommen. Wehte nur am Rhein so berauschende Luft, oder fehlte ihr jetzt der Zauber, der uns nur aus einem anderen Auge leuchten kann, der uns die Welt magischer verschont, als es allem Sonnenschein möglich ist?

Nora verstand sich selbst nicht recht. Sie wollte sich nicht eingestehen, daß sie sich gefränt fühlte durch Kurts Schweigen, und doch nagte es an ihrem Inneren; sie wollte kein Misstrauen hegen, und doch schlich es sich ein; sie

wollte ihrer Liebe denken und empfand eine brennende, unruhige Sehnsucht. Zwei Jahre Entfernung und Entfremdung: so hatte das Verdikt von Anfang an gelautet; sie war darauf eingegangen — und wie leicht hatte ihr damals die Probe gedünkt. Mit soviel Liebe im Herzen zwei Jahre nur zu warten, schien eine so kleine Aufgabe. Jetzt waren erst sechs Monate verflossen, und schon dehnte sich die Zeit wie eine Kluft zwischen ihnen, die immer breiter zu werden drohte, bis sie nicht mehr zu überschreiten war. Und das unerwartete Wiedersehen, welches dazwischen lag! Wie hatte sie oft heimlich gewünscht, daß allen Edikten zum Trost der Zufall ein Wiedersehen vermitteln möge — es war geschehen — aber welche Enttäuschung! Wenn sie sich auch sagte, daß der Augenblick ungünstig gewesen, vielleicht gefährlich bei der Lage der Dinge; daß seine Entfernung jetzt gut sei, um ähnlichen Verwicklungen vorzubeugen — eine heiße Träne trat doch ins Auge. O, er hätte nicht so entsetzlich vernünftig sein sollen!

Und der warme Frühlingswind stieg auf und strich ihr um die brennenden Wangen, spielte leicht mit den losen Haaren, als striche eine weiche Hand losend darüber hin. Aber sie tut mehr wehe als gut, diese laue spielende Luft, die wie Liebe atmet und Liebe aushaucht, wenn das Herz sich öde und verlassen fühlt. Die Träne rann daher um so hastiger die Wange herab, der Kopf senkte sich um so tiefer, und wie es so oft in dieser Zeit schon geschehen, es schien Nora, als müsse ihr das Herz brechen vor Sehnsucht und Weh.

Hörte sie den Wagen nicht, der während ihres Träumens vor das Gittertor fuhr, das die Anlage von der Fahrstraße trennte? Hörte sie nicht, wie er dort hielt, und sah sie den Mann nicht, der eilends sich herauschwang und kaum auf des Kutschers Weisung hörte, der ihm den Weg zu dem Hause noch beschrieb. „Hat's der eilig!“ murmelte der Alte, mit Wohlgefallen auf das reiche Trinkgeld schauend, das ihm in die Hand gedrückt worden. „Wenn der nicht zu seinem Schatz will, laß ich mich hängen! Dann sind sie immer eilig und freigebig.“

Während der Kutscher diese Betrachtung machte, hatte der Reisende die künstlich gewundenen Wege der Anlage durchschritten. Seine Züge sahen überwacht aus, sein Haar war ver-

wirrt, sein Anzug etwas ungeordnet, wie von langer nächtlicher Fahrt. Das Auge aber hatte etwas Strahlendes, Triumphierendes und suchte spähend umher, bis er plötzlich die Gestalt auf der Altane entdeckte, ein leiser Freudenruf glitt über seine Lippen — in einigen raschen Säzen war er die kurze steinerne Treppe hinauf. Hörte sie die hastigen Schritte, daß sie sich jetzt betroffen erhob und fremd den Eindringling anschaut?

„Nora, Nora!“ rief er, und sein Arm umfaßte sie schon. Ein Moment noch des starren Staunens, als wage sie nicht, ihren Augen zu trauen — und dann brach ein Strahl der Seligkeit aus ihren Augen, ein Jubelruf drang aus dem Herzen... sie hielten sich umschlungen, wie Liebe und Sehnsucht umschlingen, wenn eine lange Trennung auszulöschen ist.

War das ein Fragen, Staunen und Erzählen, als endlich wieder das Wort sein Recht gewann!

War er unvernünftig genug gewesen, drei Tage und zwei Nächte zu reisen vom fernen Bosporus her, um vielleicht sechs Stunden lang in ihrer Nähe zu weilen? Wie ihr Auge strahlte, wie sie schalt und doch ihn pries in einem Atem, wie sie forgte und pflegte nach Frauenart; wie er aller Angst und Sorge spottete, und jede Minute so süß und kostbar schien! Der Nebel war verschwunden, alles war jetzt wieder getaucht in Lenzes Herrlichkeit und Lenzes Glück.

O Liebe, Liebe — vor Gottes Thron giltst du wenig, hatte die ernste Klosterfrau gesagt; aber die reizendste Blüte des irdischen Daseins, der süßeste Zauber, den Gott seiner Welt gegeben, ja das bist du auch...

Während die Liebenden in ihrem Glücke schwelgten, während alles, was an Misstrauen aufgedämmert, dahin schwand wie Dunst, dachte anfangs keiner von beiden an den, welcher der eigentliche Urheber dieses Glückes war: Dahnow. Als endlich Degenthal der Eifersucht erwähnte, die er einen Augenblick gefühlt, lachte Nora herzlich. Ja, Baron Dahnow war so freundlich gewesen; aber sie wußte gar nicht einmal, wohin er gereist war.

Beide ahnten nicht, welch heldenmütiger Entschluß den dicken Baron zu dem Briefe getrieben.

„So, jetzt sind wir quitt,“ sagte er, sich das runde Gesicht streichend, als der Brief zur Post war, „und das Gewissen ist einem frei. Wenn er nach dem Briefe nicht kommt, ist seine Liebe

keinen Pfifferling wert. Der Brief war für die zwei Briefe damals; ich will nicht schuld sein an den traurigen Augen. Einmischung einmal, dafür Einmischung auch jetzt; nun ist's abgetragen.“

Aber wenn dem guten Mecklenburger nach seiner Ansicht das Gewissen jetzt auch frei war, mußte er sich doch innerlich noch nicht frei fühlen; denn nach dem Briefe war er ernster und sinnender als zuvor.

„Ich muß es auch mit der Ferne probieren,“ sagte er endlich. „Wozu ist man denn ein freier Mann, den keine Verhältnisse binden? Hol mich der Kuckuck, wenn ich nicht ganz sauertöpfisch werde von all dem Studieren.“

Bald darauf setzte Baron Dahnow seine zahlreichen Verwandtschaften in Staunen durch seinen Entschluß, sein Studium nicht mehr aus trockenen Büchern, sondern aus selbsteigener Weltanschauung zu schöpfen.

„Was, Dicker, du wirst mobil?“ fragten seine Brüder lachend. „Du bekommst weltweite Pläne: Afrikareisender am Ende?“

„Ich esse lieber selbst, als daß ich gegeffen werde,“ meinte der Dicke, „deshalb gehe ich nicht dorthin... aber jedenfalls aus dem Bereich der Eisenbahnen und Hotels. Mache Kulturstudien nur in kulturunbelebten Landen, hier ist mir alles zu nivelliert!“

„Du, die faulste Seele des Erdenrundes, willst dich auf Wildnisreisen einlassen und den Chimborasso und Himalaya erklettern!“

„Nein, die lasse ich mich hinauftragen,“ sagte der Dicke lakonisch. „Ich finde meine Bequemlichkeit schon überall.“ Jedenfalls nahm er es ernst mit seiner Bequemlichkeit bei den Vorbereitungen zur Reise.

*

Degenthal war indessen längst von seiner tollen Fahrt zurück. Graf X., der Gesandte Sr. F. F. Majestät, hatte eines Morgens zu Pera in seinem Privatsalon gesessen, als sein jüngster Attaché sich als wieder genesen bei ihm meldete und für die Güte seiner vielen Erfahrungen dankte. „Es geht Ihnen also wieder ganz gut?“ fragte der alte Herr, ihn eigentlich scharf fixierend.

„O, vortrefflich! Viel besser als vorher,“ sagte der junge Mann strahlenden Blicks.

„Mich dünkt, Sie seien etwas ermüdet aus,“ fuhr der Chef langsam redend fort. „Ihr Diener war ein sehr strenger Wächter; man



Ferdinand Hodler: Frau mit Nelke.

könnte nicht zu Ihnen gelangen, wie oft ich mich auch persönlich darum bemühte, und der Arzt war sehr stumm."

"Exzellenz waren zu gütig!" stammelte der junge Mann verwirrt. "Der Arzt hatte..."

Der Gesandte aber war aufgestanden, seine Hand legte sich auf die Schulter des Sprechenden. "Sie sind ein schlechter Diplomat, mein Lieber," sagte er mit feinem Lächeln. "Ihre Intrigen sind grobgesponnene Gewebe. Ihre Büge verraten, was Sie verschweigen wollen. Zu welchem Kurorte führte Sie der Triester Dampfer?"

Der Überführte stand stumm und verlegen vor seinem Vorgesetzten.

Der alte Herr durchschritt einigemal das Zimmer. "Junger Mann," sagte er endlich, vor ihm stehen bleibend, "junger Mann, verschwenden Sie Ihre Jugend nicht in unwürdigen Banden."

Kurt hob das Auge frei empor. "Exzellenz," sagte er, "das Glück von jemand, den ich ebenso hochachte als liebe, stand auf dem Spiele."

Graf X. sah ihn noch ernster an. "Ich glaube Gutes von Ihnen," sagte er; "man hat mir aber mitgeteilt, daß Sie in großer Gefahr seien, Ihr Lebensglück zu verscherzen. Ihr Blick bürgt mir dafür, daß es nichts Unwürdiges ist: aber hüten Sie... was Sie Ihr Lebensglück nennen. Irre ich nicht, so sind Sie nicht der Mann, ein Glück sich allen zum Troste zu erobern; eher gehen Sie selbst dabei zugrunde."

13. Kapitel.

Es ist im Leben häßlich eingerichtet,
Dass bei den Rosen gleich die Dornen stecken.

Für Nora war seit jenem Tage die Welt wieder schön, obgleich der Himmel sich mit Wolken bedeckt hatte und kalte Regenschauer die Lenzherrlichkeit fortzuschwemmen drohten, obgleich auch an ihrem Horizont Wolken aufstiegen, die allmählich ihren verdüsternden Einfluß geltend machten. Mit der vollen Befriedigung und Beruhigung, die Kurts Besuch ihr gelassen, achtete sie kaum darauf und lebte nur in ihrem seligen Traume. Die Wolken, die für sie sich sammelten, lagen auf des Vaters Stirn, dessen Stimmung seit seiner Krankheit gänzlich verändert war. Es hatte sich eine Unruhe, eine Gereiztheit seiner bemächtigt, die man früher nie an ihm gekannt. Selbst das freudige Ereignis der Geburt eines Sohnes, die bald nach der Rückkehr der Direktorin zur Villa stattgefunden, hatte ihn nur auf wenige Tage erhei-

tert, soviel Freude er auch erst über den Anförmling gezeigt.

Nora hatte den Bruder freudig aufgenommen. Es war ihr gewissermaßen ein Trost, dem Vater einen Ersatz zu wissen, wenn ihre künftigen Verhältnisse sie ganz von ihm trennen würden. Seine Mißstimmung, die sie anfangs auf die Folgen der Krankheit, dann auf die Unruhe der Erwartung des Ereignisses geschoben, wußte sie sich nicht anders als durch körperliches Leiden zu erklären. Sie hat ihn daher wiederholt, sich mehr Ruhe zu gönnen. Er war jedoch rastloser als seit Jahren, immer wieder zur Truppe zurückkehrend, oft, aber meist nur auf Stunden, zur Villa kommend, und dann immer in Begleitung jenes Landolfo, der ihm ganz unentbehrlich schien und mit dem er häufig lange, geheimnisvolle Beratungen hatte.

"Signor Landolfo", wie er sich mit großer Vorliebe nannte, und wie sein Name stets auf den Anzeigen in fetten Lettern prangte, war unbedingt eine in das Auge fallende Erscheinung. Die geschmeidige Gestalt, das kühne Profil, die Fülle glänzend schwarzen Haars verfehlten nie ihre günstige Wirkung auf die Menge. Nur der schärfer Beobachtende fühlte sich unangenehm berührt durch den lecken, schlauen Blick der dunklen Augen, durch den sinnlichen Ausdruck der aufgeworfenen Lippen, die der wohlgepflegte Bart bestens zu verdecken suchte. Sein stolz klingender Name hätte sich vielleicht auf ein bescheidenes "Levi" zurückführen lassen, wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, irgendwie auf seine Vergangenheit zurückzukommen. Gleichwie von Schillers poetischer Figur, konnte man von ihm sagen: "Man wußte nicht, woher er kam"; und auch das weitere: das "schnell war seine Spur verloren, sobald er wieder Abschied nahm", durfte er von sich rühmen. Denn unter den verschiedensten Gestalten war er schon aufgetaucht und immer wieder spurlos untergegangen. Halb verdorbenes Genie, hatte er sich auf dem Theater, als Künstler, als Schriftsteller und in ähnlichen Fächern versucht. Eines Tages ganz auf dem Trockenen, war er bei einer kleinen Reiterbande aufgetreten. Einige Gewandtheit und sein gefälliges Auftreten brachten ihn dort zur Geltung, und mit dem Selbstbewußtsein, das ihn zierte, hatte er bald dem Direktor Karsten seine Dienste angeboten. Landolfos equestrische Talente waren nur schwach; aber Karsten wußte seine ästhetische und geschäftliche Begabung zu

verwerten. Die Fertigkeit im Entwerfen neuer Szenen, in der Behandlung des theatralischen Teiles der Vorführungen, welche Landolfo besaß, machte ihn sehr schätzbar bei der Truppe, wie auch seine gewandte Feder die Aufmerksamkeit des Direktors auf sich zog. Landolfo war ganz der Mann, einmal gewonnenes Terrain auszubeuten. Mit der Gewandtheit, die vielleicht ein Erbteil semitischer Abstammung war, wußte er seinem Chef so zur Hand zu gehen, daß die Leitung der Geschäfte allmählich auf ihn überging. Der Direktor hatte nie viel Sinn für das Geschäftliche gehabt, hatte es stets gern auf andere Schultern gelegt, und der rasche, schlaue Blick, die sichere Berechnung Landolfos imponierten ihm um so stärker, als er in dieser Zeit mehr als sonst des Rates bedurfte.

In den letzten Monaten waren bedeutende Geschäftsverwicklungen eingetreten. Bisher war Karsten unbestritten der einzige und Größte in seinem Fach gewesen. Er hatte goldene Ernten gehalten, so daß er sich durchaus nicht zu scheuen brauchte, große Summen für seinen Luxus zu verwenden.

Im vorigen Winter war ihm aber zum erstenmal ein Konkurrent entstanden, der rastlos versuchte, des Direktors Glanz zu verdunkeln und die Gunst des Publikums für sich zu gewinnen. Es mußten ihm riesige Mittel zu Gebote stehen; er war erfunderisch in der Wahl seltamer Leistungen, in der Einführung neuer Elemente, welche die Schaulust reizten.

Das Neue lockt stets, und Karsten bemerkte bald einen sichtlichen Abfall seiner früheren Gönner und einen noch fühlbareren Ausfall in der Kasse. Auch er sah sich daher zu größerem Aufwande, zu neuen Anstrengungen gezwungen, um dem Nebenbuhler gegenüber sich behaupten zu können. Einige seiner besten Kräfte waren ihm bereits durch dessen hohe Anerbietungen abwendig gemacht, so daß er in bezug auf das Personal jetzt wirklich hinter jenem zurückstand. Das kränkte ihn tief und rief seinen ganzen Ehrgeiz wach. Er mußte jetzt suchen, neue Reizmittel zu schaffen, um seinen Namen wieder zu der alten Höhe zu heben. Aber diese rasch herbeigezwungenen Mittel kosteten große Summen, und bei dem Kapital, welches allein schon der tägliche Unterhalt so vieler Menschen und Tiere erfordert, ist ein Schritt abwärts wie der Anstoß zur Latrine.

Um seinen Kredit zu erhalten, durfte Karsten nichts an dem Luxus seines Lebens än-

deren, wie schwer ihm auch die Bezahlung des Schloßchens ward, das er mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des überreichen Mannes erworben hatte.

Schon den Winter hindurch hatte ihn dies beunruhigt und allmählich den Grund zu seiner Krankheit gelegt. In den letzten Wochen war aber ein neuer Umstand hinzutreten, der ihn schwer traf. Der Bankier, bei dem er diejenigen Summen hinterlegt hatte, die er stets flüssig haben mußte, hatte unglückliche Spekulationen gemacht, und der Konkurs war ausgebrochen. Das hatte den Direktor in der letzten Zeit so oft zu der Villa geführt, da er in der nahe liegenden Stadt die Geschäftsleute zu Rate zog.

Heute war er plötzlich eingetroffen, mühsam seine Aufregung verbergend, indes er Landolfo zur Stadt sandte, Erfundigungen einzuziehen. Der Anblick seines kleinen Sprößlings wie das Wohlbefinden seiner Frau erheiterten ihn etwas, indes er Nora oft mit finsterem Blicke betrachtete. Ihr Verhältnis zum Grafen wurde ihm in seiner jetzigen Lage immer drückender.

Er war am Abende mit den Seinen vereint im Salon seiner Frau, als Landolfo wieder eintraf. Der Direktor ging ihm hastig entgegen. Mit frankhafter Überreizung sah er in ihm jetzt seine einzige Stütze, da einige schlaue Ratschläge, die nicht übel gewirkt hatten, ihn blenden. Er suchte daher Landolfo immer mehr heranzuziehen und empfing ihn auch heute mit lebhaft zur Schau getragener Freundlichkeit. Der Direktorin sagte Landolfo sehr zu. Er war der Mann ihrer früheren Kreise, und seine pikante Persönlichkeit bestach sie. Sie widmete ihm stets die größte Liebenswürdigkeit, indes Nora, der sein zudringliches Wesen ungemein zuwider war, ihn nur mit abweisender Kälte behandelte, besonders seit jenem Tage, wo er ihr Zusammentreffen mit Kurt beaufsicht hatte.

Der Direktor, der ihm immer mehr Beweise seines Vertrauens gab, bot ihm an, sich im Familienkreise niederzulassen — ein Augenblick, den Nora wie unwillkürlich benutzte, um sich zu erheben und aus dem Zimmer zu entfernen. Landolfo sah es und biß sich auf die Lippen. Er war sich der stummen Fehde zwischen ihm und der Tochter seines Herrn bewußt — sie hatte mehr wie seinen Stolz verletzt.

Er war nicht fast geblieben solcher Schönheit gegenüber, und seitdem er dem Direktor so nahe getreten, hatten seine Gedanken einen kühnen

Flug genommen. Seine Fähigkeiten und seine Persönlichkeit schienen ihm genügend in die Wagschale zu fallen, um die Hand der Tochter seines Herrn zu erstreben. Kein anderer Schwiegersohn konnte demselben so nützlich sein, so gut die Überleitung des Ganzen künftig mit ihm teilen.

Was die Eröberung der Persönlichkeit selbst anging, schmeichelte er sich mit den schönsten Hoffnungen. In den Kreisen, in denen er gelebt, war er eines leichten Sieges stets sicher gewesen. Noras Kälte hatte er anfangs mit der stolzen Ausnahmestellung, die sie in dem Kreis einnahm, erklärt. Seit dem Tag in Wien aber, als er den Grafen Degenthal antraf, glaubte er den richtigen Schlüssel dazu zu haben, und zur beleidigten Eitelkeit trat die Wut der Eifersucht.

Die erste Rache war, seinem gemeinen Sinne gemäß, der anonyme Brief an die Gräfin gewesen. Er hatte das Verhältnis damals für eine gewöhnliche Liebesintrige gehalten. Einige Worte des Direktors ließen ihn zwar bald andere Schlüsse ziehen; da aber Noras Benehmen seit jenem Tage nur noch schroffer gegen ihn wurde, steigerte sich auch seine Rachsucht. Er wollte sie demütigen, er wollte ihr diesen hochfliegenden Gedanken rauben — sie sollte gestürzt werden. Die Berechnung, daß er dann vielleicht seinen ersten Plan erreichen könnte, stachelte ihn um so mehr an, als die Verlegenheiten des Vaters ihm die Mittel dazu plötzlich in die Hand legten.

Bleich vor Zorn war er zurückgetreten, als sie sich zum Gehen wandte, und hatte ihr den Weg zur Tür frei gemacht; seine dunklen Augen aber ruhten wie verzehrend auf ihr, die sich seines Zornes gar nicht einmal bewußt wurde, so wenig Blick hatte sie für ihn. Stumm blieb er stehen, aber sein Entschluß war in dem Augenblicke reif geworden.

Der Direktor hatte ebenfalls seiner Tochter unmutig nachgeblickt. In der Absicht, ihr Benehmen zu verdecken, erhob er sich jetzt wieder. „Nein, kommen Sie in mein Zimmer, Vandolfo; Geschäftssachen werden am besten gleich abgemacht, und Damen taugen doch nicht dabei.“

„Sie haben freilich keine Vorliebe für einfache Geschäftsmänner, wie vielfachen Vorteil sie auch von Ihnen ziehen,“ sagte Vandolfo scharf und so laut, daß es Noras Ohr noch treffen sollte.

„Aber ich weiß solche zu würdigen,“ lächelte

Frau Emilie von ihrer Chaiselongue herüber, wo sie möglichst graziös lag. „Karsten, du bringst doch Signor Vandolfo zurück und entziehst ihn uns nicht den ganzen Abend?“ fügte sie hinzu, huldvoll die Hand ausstreckend, die Vandolfo galant küßte.

„Kommen Sie,“ mahnte der Direktor ungeduldig, ihn in sein Schreibzimmer mitnehmend, welches im unteren Geschosse lag.

„Was haben Sie für Nachrichten?“ war die Frage, noch ehe die Tür sich geschlossen hatte.

Vandolfos Gesicht nahm, sobald er mit dem Direktor allein war, einen anderen Ausdruck an. Alle Unterwürfigkeit schwand daraus; er wußte, daß man ihn nötig hatte. Gleichgültig nahm er daher eine Zigarre von dem Direktor an, zündete sie umständlich an und warf sich nachlässig in einen der Sessel, indes Karsten unruhig auf und nieder schritt.

„Hier sind Briefe,“ sagte Vandolfo, ein kleines Paket auf den Tisch werfend.

„Und der Bankier?“ fragte erregt der Direktor.

„Im besten Falle großer Verlust! Zwei Drittel werden wahrscheinlich eingebüßt, wenn nicht mehr.“

„Aber das ist ja ein unerträglicher Schlag,“ rief der Direktor aus, „ein unerschöpfer Verlust! Ich werde ihn unter den jetzigen Verhältnissen kaum tragen können. Es sieht nichts weniger als gut aus bei der Truppe. Den ganzen Winter die riesenhaften Kosten und der enorme Ausfall in der Einnahme!“

Vandolfo schwieg und wirbelte Rauchwolken in die Luft.

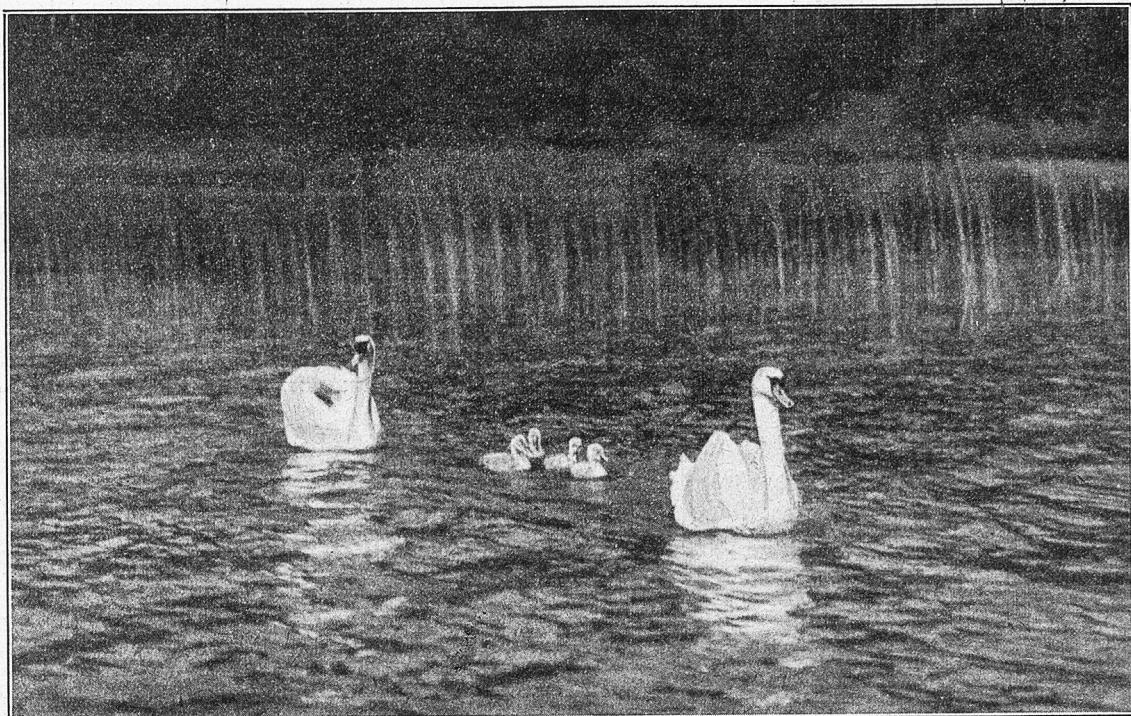
„Zwei Drittel Verlust,“ murmelte der Direktor, immer wieder auf und ab gehend, „das ist Ruin.“

„Eine einzige glückliche Saison könnte Ihnen wieder aufhelfen,“ sagte Vandolfo ruhig.

„Aber kann ich eine glückliche Saison aus der Erde stampfen?“ rief Karsten zornig. „Der Kerl da will mich zugrunde richten, er bietet alle tollen Mittel auf! Es muß ein Unternehmen vieler sein. Ein einziger könnte über solche Summen nicht verfügen. Es ist eine Intrige, mir meinen langjährigen Ruhm zu rauben... Aber ich lasse mich nicht aus dem Felde schlagen!“

„Was für Nachrichten von der Truppe?“ fragte Vandolfo in seltsam ruhigem Tone wieder.

Der Direktor zuckte die Achseln. „Die neuen



In treuer Hüt.

Clowns bewähren sich; aber das nächste Vierteljahr wieder Steigerung der Gagen! Es ist nicht zu zählen. Der Kassierer verlangt Geld; der Besuch ist schwach. Die neue Gesellschaft hat natürlich sofort einen Zug durch alle mitteldeutschen Städte unternommen, vor uns her, uns überall das Paroli zu bieten. Ist das noch edle Pferdedressur, mit Löwenbestien für die Gaffer einherzuziehen?" setzte er grossend hinzu.

„Engagieren Sie eine Löwin, das zieht am besten," sagte Landolfo mit hässlichem Lachen.

Der Direktor schien nicht gehört zu haben; er war mit den Briefen beschäftigt, die Landolfo auf den Tisch gelegt hatte. Ein leiser Fluch ging plötzlich über seine Lippen. „Auch das noch!" sagte er zornig, das Papier fortschleudernd. „Was ist denn in das Frauenzimmer gefahren? Da kündigt mir Fräulein Elisa, meine erste und beste Schulreiterin! Hab' ich nicht eben noch ihre unsinnigen Forderungen bewilligt? Die hat mir der Kerl auch abspenstig gemacht!"

„Was schreibt sie denn?" fragte Landolfo gleichgültig.

„Lesen Sie selbst. Dumme Phrasen... Das fehlte noch."

Landolfo las den Brief und legte ihn ruhig nieder. „Ich dachte es mir," sagte er, sich zurücklehnen.

Phot. Werner Neuenchwander, Uertheim (Arg.)

„Was dachten Sie? Was will sie?" fragte Karsten gereizt.

„Beleidigte Künstlerehre. Fräulein Nora hat ihr keinen Gegenbesuch gemacht... das duldet unsere Schöne nicht. Nicht alle sind so zähm wie unsereins."

„Dummes Zeug," brummte der Direktor. „Das Mädchen verdirbt mir noch alles mit seinem unsinnigen Hochmut!" Aufgeregzt ging er wieder auf und nieder. „Was sollen wir tun, Landolfo?"

„Engagieren Sie eine neue; Fräulein Elisa war keine Nouveauté mehr."

„Eine neue engagieren!" rief der Direktor wieder. „Wo sogleich eine finden? Und die wahnsinnigen Forderungen, die diese Geschöpfe stellen... und bald keinen Heller mehr in der Tasche. Wechsel, die mir die Haare auf dem Kopfe weiß machen, wenn ich an die Deckung denke... es ist der Ruin, sagte ich... ich ertrage es nicht."

„Ich wüßte niemand, der ihn leichter abwenden könnte als Sie," bemerkte Landolfo, sich erhebend und die Zigarrenasche abklopfend.

„Ich?" fragte der Direktor erstaunt und suchte vergebens einen Blick in das von ihm abgewandte Gesicht zu tun. „Wie meinen Sie das Landolfo? Sie sind klug; haben Sie irgend einen Plan? Reden Sie!"

„Fräulein Nora,“ sagte Landolfo noch immer mit abgewandtem Gesichte, wie mit seiner Zigarre beschäftigt, „Fräulein Nora ist die beste Reiterin, die ich kenne. Demoiselle Elisa war nicht mit ihr zu vergleichen. Und sie ist überdies eine Schönheit, die Ihnen die halbe Welt wieder zuführen würde... Lassen Sie Fräulein Nora auftreten, und der Sieg gehört Ihnen.“

Karsten zuckte zurück. „Meine Tochter reitet nicht öffentlich,“ sagte er nach einer Pause mit heiserer Stimme.

Landolfo schwieg.

„Ihre Mutter hat es nicht gewünscht,“ fuhr der Direktor, wie sich selbst überredend, fort.

„Verhältnisse ändern die Sache,“ sagte Landolfo kurz.

„Sie wird es niemals tun!“ rief der Direktor.

„Fräulein Nora ist sehr fromm, sagt man; sie wird ihre Kindespflicht kennen, den Vater vor sicherem Ruin zu bewahren.“

Dem Direktor war es, als fühle er Angstschweiß auf der Stirn. „Sie hat andere Pflichten... sie ist verlobt, und der Graf hat mein Wort.“

Landolfo lachte leise auf. „Ah! verlobt... mit dem jungen österreichischen Grafen vielleicht? Wenigstens war es nicht sehr offiziell bis jetzt.“

„Es sollte noch zwei Jahre Geheimnis bleiben,“ lautete die etwas verlegene Antwort des Direktors.

„Solche Verlobung!“ sagte Landolfo, die Achseln zuckend, „Verlobung entre nous, damit man freie Hand behält... man kennt das! Deshalb hat sich der junge Herr so schleunigst nach dem Orient begeben. Die Frau Mama scheint die Sache zu begünstigen.“

„Wohin?“ fragte Karsten, dem Nora nichts von Kurts Versehung gesagt, aus einer gewissen Scheu, die Entfernung zu erwähnen.

„Attaché bei der Gesandtschaft zu Pera,“ sagte Landolfo. „Etwas Luftveränderung für den jungen Herrn... Der orientalische Liebhaber wird Ihre Pläne sehr wenig stören, mein Bester,“ setzte er hinzu, vertraulich die Hand auf des Direktors Schulter legend. „Lassen Sie uns offen sein. Man kennt die Geschichten: das liebt sich wohl, heiratet sich aber nicht.“

„Ich halte den Grafen durchaus für einen Ehrenmann,“ sagte der Direktor, und ein dunkler Fleck zeigte sich auf seiner Wange. Unwil-

lig wandte er sich von der Berührung seines Untergetretenen ab und stand ihm einen Augenblick mit der früheren Würde gegenüber.

„Ich auch,“ gab Landolfo mit unverschämter Ruhe zurück. „Aber jung, sehr jung! Seien Sie gerecht, Direktor: von seinem Standpunkt aus eine große Torheit... und Torheit hat keine Dauer. Der zähste Karnevalsmensch hält sie nicht drei volle Tage aus. Eh bien, so geht's stets im Leben, und ist die Torheit auch noch so süß — sie scheitert stets an sich selbst. Le jeune couple hat schon seine démêlées.“

„Was wissen Sie davon?“ herrschte der Direktor.

„Ein glücklicher oder unglücklicher Zufall, wie man es nimmt, machte mich in Wien zum Zeugen einer kleinen Liebeszene: Fräulein Nora in Tränen, weil der Herr Graf ihr Vorwürfe machte, daß sie mit der „Bande“ herübergekommen... Fräulein Nora empört... dann flehend, er möge die türkische Reise unterlassen. Als Antwort darauf reiste der Herr Graf in derselben Nacht ab... ohne weiteren Abschied.“

„Ich habe von dem allem nichts erfahren.“

„Es war nicht angenehm für Fräulein Nora, das zu erzählen,“ gab Landolfo zurück. „Ich habe ihre stille Irritation bemerkt. Aber Fräulein Nora ist eine bedeutende... eine kluge junge Dame. Sobald sie klar sieht in allem, wird sie zu handeln wissen. Sie wird verstehen,“ fuhr er langsamer betonend fort, „daß ein Bankrott die Lage nicht verbessern wird, und daß die Tochter des ruinierten Kunstreiters der Familie noch weniger zusagen wird, als die des reichen Mannes.“

Karsten stand wie erstarrt da. Diese Worte brachten ihm ein neues Bild vor Augen — die Unterredung mit dem Kaplan, die Mitgift, die er damals verheißen, und daß er als Lügner dastehen würde.

Von neuem traf ihn der Gedanke, es sei Unnatur, in so schwerem Augenblicke sich nicht auf seine Tochter verlassen zu können — eine Tochter, die nur die Finger zu seiner Rettung auszustrecken brauche und es nicht tun werde. „Sie wird es niemals tun!“ rief er laut.

„Seltsame Kindespflicht,“ meinte Landolfo kaltblütig. „Unsereins taugt nicht viel, würde das aber anders verstehen. Warten Sie übrigens bis morgen ab. Morgen wird es sich entscheiden, was aus der Sache wird. Das Haus brennt noch nicht über dem Kopfe. Drei Mo-

nate halten wir den Kredit noch, und im schlimmsten Fall... ich wiederhole es, Fräulein Nora wird kein unnatürliches Kind sein. Versuchen Sie es nur."

Damit zündete er sich eine neue Zigarre an und blieb, wie auf ein Wort des Direktors wartend, noch einen Augenblick stehen.

Karsten antwortete nicht. Dunkler brannten die Flecken auf seinen Wangen, seine Gedanken arbeiteten unruhig; aber er schwieg.

Vandolfo fragte, ob er sich empfehlen dürfe. Nur ein stummes Nicken war die Antwort, und der Direktor war allein.

Wäre es nicht natürlich, daß das Kind den Vater rette? Der Gedanke bohrte sich in sein Hirn.

Der Graf, der Graf? Eine dumme Liebelei, die schon ihr Ende erreicht hatte. Sie würde ihren richtigen Verhältnissen wiedergegeben. Er

hatte der Mutter sein Wort gehalten, ihr die Erziehung gegeben, die sie gewünscht. Aber Verhältnisse ändern die Sache, hatte Vandolfo mit Recht behauptet. Einen Augenblick fiel ihm ein, das ganze Inventar zu verkaufen und sich zurückzuziehen. Jedoch das ging nur mit schwerem Schaden. Nur wenig wäre zu retten, und — geschlagen vor seinem Gegner zu weichen? „Das würde ihr nicht dienen und mir nicht helfen,” dachte er düster... „Doch soll es ihr freier Wille bleiben,” murmelte er. „Ich werde ihr alles klar machen; mag sie dann wählen und tun, was ihr recht scheint.“

„Ich sage ihr nichts, nein, ich sage ihr nichts,” wiederholte er sich dann wieder, und doch klang es eine lange schlaflose Nacht in seinen Ohren: „Wäre es nicht natürlich, daß das Kind den Vater rette?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und Tat.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt;

Im Magdalenturm,
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herz
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Geriührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Dass alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar,

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein,

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß;

Doch hüte dich und röhre
Den Hahn mir nimmer an,
Sonst wär es um dein Leben,
Fürwitziger, getan!“

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein:
Das wogt und wälzt und wirbelt
Und will entfesselt sein,

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er tät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn;